

"Wer ist denn der Vater?" Verque(e)re Gedanken zum Thema Geschlecht und Erziehung

Tervooren, Anja

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Tervooren, A. (2000). "Wer ist denn der Vater?" Verque(e)re Gedanken zum Thema Geschlecht und Erziehung. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 24(3/4), 199-211. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-288030>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

„Wer ist denn der Vater?“

Verque(e)re Gedanken zum Thema Geschlecht und Erziehung

In dem Zeitraum von 1993 bis 1995 avancierte ein Thema, welches zuvor nur im Rahmen der unmittelbar interessierten Gruppe Anlaß zu Auseinandersetzungen gegeben hatte, zu einem der beliebtesten Themen der deutschsprachigen Medienlandschaft: die Elternschaft von lesbisch lebenden Frauen. So rückte beispielsweise Martina Navratilova in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, als die Bildzeitung berichtete, der ehemalige Tennisstar wolle mit Hilfe von Reproduktionsmedizin schwanger werden. Darüber hinaus schien jedes Nachrichtenmagazin über Frauen berichten zu wollen, die in einer lesbischen Beziehung ein oder mehrere Kinder erziehen, und zahlreiche Redaktionen von Fernsehsendungen suchten lesbische Mütter als Gesprächspartnerinnen für Talkshows und Reportagen. Das Thema der lesbischen Elternschaft wurde im öffentlichen Diskurs auf diese Weise verstärkt etabliert, was ich im Sinne des Machtbegriffs von Michel Foucault als „Ausstreuung und Einpflanzung polymorpher Sexualitäten“ (Foucault, 1991, S.23) interpretieren möchte, denn die neue Form der Reproduktion wurde keineswegs unterdrückt, sondern im Gegenteil geradewegs mitproduziert. Ohne Zweifel ist der „Babyboom“ in homosexuellen Partnerschaften auch auf die Kampagne der Medien zurückzuführen. Dabei handelten die Medien nur bedingt im Interesse ihrer Rezipientinnen und Rezipienten, wie eine Umfrage aus dem Jahre 1994 ergab: dort beantworteten nur 37 Prozent der angesprochenen Personen die Frage „Sollten homosexuelle Paare Kinder haben dürfen?“ positiv (vgl. Die Woche, 1994, S.19).

Die nun schon ein Vierteljahrhundert andauernde Debatte um die Konstruiertheit von Geschlecht griff somit erstmals in einen Bereich hinein, der zuvor von grundlegenden Infragestellungen verschont geblieben war: in den Bereich der Reproduktion. Obwohl in den 90er Jahren das Gebären und Zeugen von Kindern in einer Kernfamilie, die aus

Mutter, Vater und Kindern besteht, immer häufiger vom Erziehungsprozeß entkoppelt wird und Begriffe wie „Einelternfamilie“ oder „soziale Elternschaft“ längst eingeführt sind, bleiben die symbolischen Positionen in der Erziehung weiterhin an dem Vater-Mutter-Kind-Modell orientiert. Interessant scheint mir in diesem Zusammenhang die Frage, welche neuen Perspektiven die Koppelung von lesbischer Sexualität mit dem Bereich der Reproduktion hinsichtlich des Verhältnisses von Geschlecht und Erziehung eröffnet? Können anhand dieses Beispiels Schlüsse darüber gezogen werden, wie Geschlechter bezogen auf den Erziehungsprozeß hervorgebracht, wahrgenommen und interpretiert werden? Und was würde das für den erziehungswissenschaftlichen Diskurs bedeuten, der sich traditionell mit der Hervorbringung von Geschlecht in Sozialisation und Erziehung befaßt und in den meisten Fällen auf den Prozeß der Identifikation und Annahme einer kohärenten Geschlechtsidentität fokussiert? Womit, so ließe sich fragen, identifiziert sich das Kind? Was ist eine Mutter und was ein Vater und welche Konsequenzen hat es, wenn die Elternschaft nicht mehr ausschließlich vom Zwei-Geschlechter-Modell repräsentiert wird? Inwieweit wird das Thema der Herstellung von Geschlecht durch das alleinige Fokussieren auf die Sozialisation von Kindern und Jugendlichen reduziert und vereinfacht? Muß nicht vielmehr auch von der Hervorbringung des Geschlechts der Eltern gesprochen und in diesem Sinne die Auseinandersetzung mit den Bereichen Geschlecht und Generation eröffnet werden? Ich gehe von der Voraussetzung aus, daß die Entwicklung einer Geschlechtsidentität nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt abgeschlossen ist, sondern während einer Lebensspanne stets erneut verhandelt wird. So ergibt die Befragung heterosexueller Eltern, die vor kürzerer Zeit ihr erstes Kind bekommen haben, daß sich die Herstellung polarisierter Geschlechterpositionen in dieser Situation in vielen Fällen verschärft oder erst einstellt (vgl. Reichle 1996). Die sich neu ergebende Aufgabenstellung der Erziehung eines Kindes provoziert demnach ein verstärktes Thematisieren von Geschlecht. Diesen Vorgängen gilt es, in Zukunft in erziehungswissenschaftlicher Theoriebildung Rechnung zu tragen.

Prozesse der Wahrnehmung, Interpretation und Bewertung von Geschlechterdifferenzen treten dort am deutlichsten hervor, wo ihre übliche Funktionsweise durchkreuzt wird. Bezogen auf das Thema Geschlecht und Erziehung erscheint es mir deshalb sinnvoll, lesbische Elternschaft zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen zu machen. Die Prozesse der Wahrnehmung, Interpretation und Bewertung von Geschlechterdifferenzen möchte ich in einem ersten Schritt anhand der Repräsentationen lesbischer Elternschaft im öffentlichen und fachspezifischen Diskurs analysieren. Wie wird Erziehung von Kindern innerhalb einer Familie thematisiert, wenn zwei Personen, aber nur ein Geschlecht an der Elternschaft beteiligt sind? In einem zweiten Teil soll das traditionelle Elternarrangement zwischen Mutter und Vater näher betrachtet werden. Ich möchte fragen, welche Eigenschaften Mutter und Vater repräsentieren, die an ihr Geschlecht rückgekoppelt werden und welche Rolle die Komplementarität der Geschlechter in der Erziehung eines Kindes spielt. Auf diese Weise wird umrissen, was als notwendige Bestandteile von Erziehung aufgefaßt und in welcher Weise diese den Geschlechtern zugeordnet werden. Der dritte Teil fragt nach Möglichkeiten der Beschreibung einer Elternschaft, in dem die Kategorie Geschlecht nicht den Platzhalter für verschiedene Positionen unter Eltern darstellt.

1. „Wo ist denn der Vater?“

In der Frauenzeitschrift *Brigitte* erschien 1993 der Artikel „Wieso hat Gary zwei Mamas gekriegt?“, der verschiedene Beispiele lesbischer und schwuler Elternschaft in den Vereinigten Staaten vorstellt und bereits in einem kurzen Abschnitt die wichtigsten Facetten des Themas Geschlecht und Erziehung in Hinblick auf lesbische Elternschaft berührt.

„Inzwischen ist Gary zweieinhalb Jahre alt, ein putzmunteres Kind, das von seinen beiden Müttern – er nennt sie Mum und Mommy – um die Wette verwöhnt wird. „Er ist ein Genie!“ sagt Lisa strahlend. „Kann sogar schon Basketball spielen. Er wird bestimmt mal ein richtiger Junge.“ Jeden Nachmittag übt sie mit ihm Werfen und Fangen, und wenn sie müde ist, kommt Karen an die Reihe. Tagsüber geht er in den Kindergarten, hat eine kleine Freundin, Angela, die sich schon mal neidisch erkundigt hat: „Wieso hat Gary zwei Mamas gekriegt und ich nur eine?“ Trotzdem

macht Lisa sich Sorgen, ob er wohl später mal verspottet wird, weil er keinen Vater hat“ (Brigitte, 1993, S.90).

Der beschriebene kleine Gary hat also zwei Mütter und *obwohl* er zwei Mütter hat, wird er ein richtiger Junge, der sogar jetzt schon eine gegengeschlechtliche Freundschaft eingeht, was eine korrekte Entwicklung der sexuellen Orientierung erwarten läßt. Die Entwicklung des Jungen hinsichtlich Geschlecht und Sexualität wird von den Eltern unterstützt und gefördert. Die beiden Mütter sind dadurch charakterisiert, daß sie sich intensiv um das Kind kümmern und von diesem als zwei Personen identifiziert werden können, ein Punkt, der besondere Erwähnung findet, ebenso wie die Sorge von Mutter Lisa, ob sich Nachteile für das Kind aufgrund des fehlenden Vaters ergeben könnten.

Ausgehend von diesem kleinen Beispiel läßt sich allgemeiner feststellen, daß diese spezifischen Punkte die Knotenpunkte in der Berichterstattung sowohl der Regenbogenpresse als auch von den seriöser arbeitenden Magazinen darstellen. Die Aufmerksamkeit richtet sich zum einen auf die geschlechtliche und sexuelle Entwicklung des Kindes und zum anderen auf Aussagen zur Repräsentation von Weiblichkeit, die, aber das wird erst noch zu zeigen sein, häufig mit einer fehlenden Differenzierung innerhalb der Beziehung zwischen Mutter und Kind verknüpft wird. Einen dritten Punkt stellt die Thematisierung des „Mangels Vater“ dar, die in sehr unterschiedlicher Weise verläuft. So fällt bei Medien jenseits der Regenbogenpresse auf, daß diese stets vermeiden, einen Mangel zu konstatieren (vgl. z.B. Spiegel, 1994). Sie weisen auf die glückliche Erziehungssituation hin und treten damit der Interpretation, daß es am Vater mangle, entgegen. Aber gerade aus diesem Grunde orientiert sich die Berichterstattung an dem Modell der Zweigeschlechtlichkeit innerhalb von Elternschaft. Die Zweigeschlechtlichkeit bildet so die Folie, auf der das Neue interpretiert wird, so daß es auf diese Weise entgegen der eigentlichen Intention eine normative Bedeutung erhält.

Diesem Interpretationsmuster folgt sehr viel expliziter die psychologische Fachliteratur aus dem hauptsächlich angloamerikanischen und niederländischen Raum, wenn sie darum bemüht ist, auf der Ebene der Psychologie der Entwicklung einen Mangel zu widerlegen, den der feh-

lende Vater hervorzurufen scheint. Die empirisch angelegten Untersuchungen fokussieren auf die Bereiche von Geschlechtsidentität, sexueller Identität und psychischer Stabilität, in denen eine problematische Entwicklung erwartet wird, um dann festzuhalten, daß die Entwicklung bei den untersuchten Kindern ebenso normal verlaufe, wie bei Kindern, die in heterosexuellen Partnerschaften aufwachsen. Da die ersten Untersuchungen über Kinder, die in heterosexuellen Partnerschaften geboren und nach einer Trennung der Eltern in homosexuellen Partnerschaften aufwachsen, bereits Anfang der 80er Jahre angestellt wurden, kann bereits auf Ergebnisse von Langzeituntersuchungen bezüglich der normalen Entwicklung dieser Kinder zurückgegriffen werden (Golombok et al., 1983; Tasker & Golombok, 1997). In den letzten Jahren kommen Untersuchungen der Entwicklung von Kindern hinzu, die von Lebensbeginn an mit zwei Müttern aufgewachsen sind (Breways & van Hall, 1997; Breways et al., 1997). Diese Art von Vorgehen, so wichtig die Forschungsergebnisse im rechtlichen Bereich etwa bei Sorgerechtsentscheidungen auch sein mögen, widerlegt den Mangel nicht. Der Mangel wird nur wiederholt, wenn auch unter positiven Vorzeichen. Somit geraten auch derartige Interpretationen, obwohl sie unter dem Anspruch von Emanzipation und Gleichstellung antreten, zu einem Werkzeug der Normalisierung und können die Wahrnehmung, Interpretation und Bewertung von Geschlechterdifferenzen nicht grundlegend verschieben. Die Schwierigkeit, Modelle von Elternschaft ohne einen Rückgriff auf traditionelle Familienmodelle zu denken, wirft die Frage auf, was einen Vater im Gegensatz zur Mutter repräsentiert. Ich möchte im Folgenden auf die Hervorbringung von Weiblichkeit und Männlichkeit Bezug nehmen, um mich im letzten Teil eingehender mit den Aspekt des gegen- und gleichgeschlechtlichen Begehrens in der Entwicklung des Kindes zu beschäftigen.

2. Die Dynamik der Spaltung

Der Ödipuskomplex, so wie Sigmund Freud ihn ausarbeitete, stellt nach wie vor eines der wichtigsten Interpretationsmuster für das Verhältnis von Geschlecht und Erziehung im öffentlichen Bewußtsein dar, obwohl

seine Bedeutung in der neueren Geschichte der Psychoanalyse zugunsten der Bedeutung präödipler Vorgänge mehr und mehr zurückgedrängt wurde. Laut klassischer Interpretation lernt das Kind in der Zeit vom 3. bis 5. Lebensjahr den Unterschied zwischen den Geschlechtern und Generationen kennen. Nach Entdeckung des anatomischen Geschlechtsunterschieds beginnt der Junge, die Mutter zu begehren und mit dem Vater um ihre Gunst zu kämpfen. Er entwickelt gegenüber dem Vater unbewußte Tötungswünsche und imaginiert, dieser bedrohe ihn mit Kastration. Der Autorität des Vaters letztlich Folge leistend, verzichtet er auf einen Teil seiner sexuellen Wünsche an die Mutter und identifiziert sich mit dem Vater. Das Mädchen begehrt in dieser Phase analog den Vater und rivalisiert zunächst mit der Mutter, identifiziert sich aber später mit ihr und verzichtet auf einen Teil ihrer sexuellen Wünsche an den Vater. In der ödipalen Situation bricht der Vater die Dyade zwischen Mutter und Kind auf und bringt das Kind zu der Erkenntnis, daß es nicht das einzige Liebesobjekt der Mutter darstellt. Damit symbolisiert der Vater für das Kind einerseits die schmerzlich erlebte Trennung von der Mutter und den Verlust der engen Beziehung zu ihr, andererseits repräsentiert er jedoch auch das begehrte Außen, das die Loslösung von der Mutter erst möglich macht. In dieser Phase bildet sich nach Freud das Über-Ich aus, welches an die Unterwerfung unter die väterliche Autorität gekoppelt ist (Freud, 1975).

Die Psychoanalytikerin Jessica Benjamin kritisiert an diesem Modell zu Recht, daß der Vater als Schutz vor einer verschlingenden Mutter gesehen wird, die im Gegensatz zum Vater nicht Differenz, sondern Vereinigung und Entdifferenzierung repräsentiert (vgl. Benjamin, 1990). Laut Benjamin ist das Kind bei Freud darauf angewiesen, daß es durch den Vater zur Kulturfähigkeit geführt und in die Auseinandersetzung mit der Realität eingewiesen wird, so daß der Vater für die Prinzipien von Individuation und Differenzierung steht.¹ Das Kind muß laut Benjamin seine Eltern in eine „Mutter der Abhängigkeit“ und einen „Vater der Befreiung“ aufspalten und die Rolle der Mutter bzw. allgemeiner Weiblichkeit als Subjektposition zurückweisen. Für den Jungen ist dies zwar auch mit Verletzungen verbunden, gravierendere Spuren hinterläßt die-

ser Vorgang jedoch beim Mädchen, das in Konflikt mit seiner eigenen Identität gerät. Die frühe Spaltung läßt Weiblichkeit als verführerische Bedrohung der Individuation erscheinen.² Der Modus der Hervorbringung von Geschlecht in der Elternschaft ist demnach der von Komplementarität. Je mehr der Vater Abwesenheit repräsentiert, desto stärker wird er begehrt und idealisiert, während sich dieser Umstand bei der Mutter umgekehrt verhält. Im Zusammenspiel mit dem Vater repräsentiert sie bereits negative Attribute wie Entdifferenzierung und Symbiose, die sich jedoch noch verstärken, wenn der Vater abwesend ist. Die symbolischen Positionen des Vaters und der Mutter bleiben damit konstant und letztlich ahistorisch organisiert. Benjamin entwickelt anhand dieser Kritik am Freudschen Paradigma eine Theorie der Intersubjektivität, in der die Differenzierung zwischen Selbst und anderen bereits von den ersten Lebenstagen an in der Dyade zwischen Mutter und Kind erlernt wird. Für das Erlernen von Differenzen und Differenzierungen sind so keineswegs zwei Elternteile notwendig, da Differenzierung innerhalb von Beziehungen und damit in Beziehungen zu einem, zwei oder mehreren Elternteilen erlernt werden kann.

Selbst namhafte feministische Psychoanalytikerinnen entkamen in der Vergangenheit der Logik der Komplementarität innerhalb des Geschlechterarrangements nicht. Die Philosophin Judith Butler zeigt, daß in dieser Weise die Konzeption des mütterlichen Körpers der Literaturwissenschaftlerin und Psychoanalytikerin Julia Kristeva gedeutet werden muß (vgl. Butler, 1991, S.124ff). Kristeva beschreibt den Körper der Mutter als nährend, bindend und mit der Erinnerung an das Gefühl des Einsseins verknüpft. Kristeva kultiviert auf diese Weise den Mythos des mütterlichen Körpers als Ursprung und beschreibt diesen als der Kultur vorausgehend. Somit behält sie die Vorstellung von Kultur als väterlicher Struktur bei und grenzt Mütterlichkeit als vorkulturell ab. Da die Mutter als Ursprung immer schon da ist, also den Pol der Anwesenheit repräsentiert, muß folglich der Vater, sozusagen um die Anwesenheit zu relativieren, als abwesender Vater repräsentiert werden. Auf diese Weise wird eine Dynamik zwischen der Mutter als Ursprung und dem Vater als Mangel errichtet. Der Preis, den eine solche Argumentation zu zahlen

hat, ist nicht nur, daß Weiblichkeit innerhalb dieser kulturellen Anordnung Männlichkeit stets untergeordnet bleibt, sondern darüber hinaus die enge Verbindung zweier Frauen mit einem psychotischen Zustand gleichgesetzt wird, in welchem die Auseinandersetzung mit Kultur, Individuation und Realitätsprinzip keinen Raum zu haben scheint. Die französische Psychoanalytikerin Janine Chasseguet-Smirgel äußert sogar explizit, daß Erziehung, in der die Geschlechterdifferenz auf der Seite der Eltern keine Bedeutung hat, gefährlich für die geistige Gesundheit des Kindes sei.

„Reality is made up of differences. If all is equal, there is no reality, there is chaos. To leave this chaos, which is the same as psychosis, it is necessary to have differences...(But) it is necessary to help the child classify, to make categories, and the first category is the category mother/father“ (Chasseguet-Smirgel, 1988, S. 125).

Die Autorin stellt – ähnlich wie Kristeva – dem Realitätsprinzip die Unfähigkeit zu differenzieren, d.h. einen psychotischen Zustand gegenüber und setzt voraus, daß die allererste Kategorie der Differenzierung die Unterscheidung zwischen den Geschlechtern sein muß. Somit verweist sie auf die implizite zweigeschlechtliche Voraussetzung der Psychoanalyse, die ich nicht nur deshalb für äußerst problematisch halte, weil sie Weiblichkeit mit Entdifferenzierung gleichsetzt, sondern darüber hinaus von der Überzeugung ausgeht, die Differenz zwischen Selbst und anderem könne nicht anders als in Geschlechterdifferenzen codiert werden. Diese Vorannahme soll im Folgenden kritisiert werden.

3. Symbolische Positionen und Übergangsraum

In vielen Fällen definieren symbolische Positionen heterosexueller Elternschaft nicht nur in privater, sondern ebenso in öffentlicher Erziehung die Bedeutungen von Geschlecht. So arbeiten z.B. Frauen in großer Anzahl in Bereichen, in denen Bildung und Erziehung mit nahen Beziehungen gekoppelt ist: im pädagogischen Feld der ersten zehn Lebensjahre oder in jenen Bereichen, in denen Erziehung unter erschwerten gesellschaftlichen Bedingungen stattfindet wie den sozial- oder sonderpädagogischen Arbeitsfeldern. Männer hingegen besetzen stärker jene

pädagogischen Felder, in denen Distanz und Wissensvermittlung im Vordergrund stehen. Auch orientieren sich die Aufgabenverteilungen in pädagogischer Zusammenarbeit häufig an Repräsentationen von Zweigeschlechtlichkeit. Ich möchte mit meinem Beitrag keineswegs die Förderung nach einer größeren Beteiligung von Männern an privater und öffentlicher Erziehung und Bildung unterlaufen. Im Gegenteil gilt es, diese stets zu unterstützen. Auch gerade aus diesem Grunde richtet sich mein Interesse darauf, eine Dynamik zu kritisieren, die den Vater um so mehr mit positiver Bedeutung versieht, je weniger er anwesend ist.

Ursprünglich stellt die Psychoanalyse eine Theorie dar, die symbolische Positionen z.B. im Geschlechterarrangement beschreibt und diese mit Geschlechtskörpern verknüpft. Diese symbolischen Positionen sind jedoch, wie neuere feministische psychoanalytische Ansätze herausarbeiten, keineswegs auf eine biologische Grundlage angewiesen und können von Personen jeglichen Geschlechts eingenommen werden. Ich möchte diese Neubewertung der Psychoanalyse an meinem Beispiel deutlich machen. Im Ödipuskomplex kann die Position der Mutter von Personen beliebigen Körpergeschlechts eingenommen werden, da die Dyade mit dem Kind als soziale Beziehung definiert ist. Die mütterliche Position wird von der Person eingenommen, die sich als erste Bezugsperson auf die Bedürfnisse des Kindes einstellt und zwischen Kind und Umwelt vermittelt. Die Position jener zweiten Person, die das Begehren der „Mutter“ auf sich zieht, wäre ebenfalls schon durch ihre Funktion der Trennung und Auseinandersetzung mit der Realität bestimmt und nicht durch ihr biologisches Geschlecht. Auf diese Weise könnte eine Grundkonstellation im Ödipuskomplex beschrieben werden, bei der die Dichotomie An- und Abwesenheit nicht mit der Dichotomie Weiblichkeit und Männlichkeit parallel gesetzt wird. Doch auch wenn der Ödipuskomplex an dieser Stelle mit seinen eigenen Mitteln neu interpretiert werden kann, bleibt er in seiner Grundkonstellation in einer Dichotomie von An- und Abwesenheit gefangen. Meines Erachtens muß an dieser Stelle die Festsetzung der Dynamik zwischen An- und Abwesenheit, die auf zwei Personen verteilt wird, kritisiert und erweitert werden. Wird nach Freud davon ausgegangen, daß sich Jungen und Mädchen mit dem

gleichgeschlechtlichen Elternteil identifizieren und den gegengeschlechtlichen begehren, so werden die Vorgänge der Identifizierung und des Begehrens eindimensional und einander ausschließend konzipiert. Diese Dynamik möchte ich im Lichte neuerer psychoanalytischer Theorie, in der das biologische Geschlecht nicht als Platzhalter für symbolische Positionen anerkannt wird, überarbeiten. Hierfür möchte ich erneut auf die Theorie Judith Butlers zurückgreifen.

Butler zeigt auf, daß Identifizierungen in sich immer vielfältig und anfechtbar sind und eine theoretische Auseinandersetzung mit der Dynamik von Identifizierung und Begehren von der Voraussetzung einer „mehrfachen Identifizierung“ (Butler, 1995, S.139) ausgehen muß. Auf diese Weise können weder Identifizierung noch Begehren als lineare Prozesse begriffen werden. Demnach identifiziert sich das Mädchen nicht nur mit der Mutter, sondern begehrt sie gleichzeitig, ebenso wie der Junge seinen Vater begehrt. Nach Butler sind wir unfähig,

„uns *entweder* mit einem Geschlecht zu identifizieren *oder* irgend jemand dieses Geschlechts zu begehren; tatsächlich sind wir, allgemeiner ausgedrückt, nicht in der Lage, Identifikation und Begehren als sich gegenseitig ausschließende Phänomene anzusehen.“ (Butler, 1995, S.138; Herv. im Original)

Die tatsächlichen Widersprüche in der Dynamik von Begehren und Identifizierung werden in psychoanalytischer Theorie und noch häufiger in ihren erziehungswissenschaftlichen Rezeptionen eingegebenet, was zur Folge hat, daß die Inkohärenzen innerhalb der Kategorie Geschlecht wenig Aufmerksamkeit erlangen. Esther Fischer-Homberger stellt fest, daß unsere Gesellschaft dem Geschlechtsunterschied vor allen anderen anthropologischen Unterschieden eine starke Vorrangstellung einräumt. Der Dualismus männlich/weiblich überlagere die womöglich größeren und in vielen Situationen relevanteren Unterschiede, etwa zwischen Kindern und Erwachsenen, Lebenden und Toten, Tieren und Menschen (vgl. Fischer-Homberger, 1996). Auf diese Weise, so möchte ich mit Fischer-Homberger interpretieren, werden nicht nur die Widersprüchlichkeiten zwischen den Kategorien, sondern ebenso die Widersprüchlichkeiten innerhalb der Kategorie „Geschlecht“ vereinheitlicht, so daß

letztendlich diese Kategorie die wichtigste zu sein scheint und die Differenz Selbst/andere zwingend verschlüsseln muß.

Muriel Dimen, eine US-amerikanische Psychoanalytikerin, schlägt dagegen ein Modell von Geschlecht vor, welches neben der Geschlechterdifferenz die anderen Differenzen stärker hervortreten läßt. Dimen faßt Geschlecht nicht als Entität, sondern als ein stets in Veränderung begriffenes Set von Beziehungen auf, das mit einer Anzahl von Gegensätzen korreliert. Sie nennt die Dichotomien Überlegenheit/Unterlegenheit, Autonomie/Abhängigkeit, präödpal/ödpal, Kindheit/Erwachsenenalter, Anwesenheit/Abwesenheit, Aktivität/Passivität, Selbst/Anderes, Heterosexualität/Homosexualität, die sich in Beziehung zueinander setzen.³ Geschlecht wird laut Dimen in Beziehungen zwischen symbolischen Positionen hergestellt, die umeinander kreisen und Geschlecht einmal als bedeutsam und in vielen anderen Konstellationen als unbedeutend erscheinen läßt. Darüber hinaus können die Positionen in solch einem Geflecht nicht festgeschrieben werden. Die Kategorie Geschlecht verschlüsselt in diesem Gefüge viel zu häufig Bedeutungen, die im eigentlichen Sinne keine Beziehung zur Geschlechtsidentität haben. Es wird deutlich, daß der Gegensatz Selbst/Anderes keineswegs durch Geschlechtsidentität angeordnet wird.

Allerdings stellt sich, auch wenn andere Dualismen die Reichweite des Geschlechterdualismus überlagern, weiterhin die Frage, wie der Umgang mit Dichotomien beschaffen sein soll. Ich habe gezeigt, daß die Hervorbringung von Geschlecht bezogen auf das Elternarrangement vom Modus der Spaltung regiert wird und dieser die Komplementarität verstärkt. Dimen verneint jedoch, daß ein Dualismus mit Spaltung bzw. Abspaltung des unliebsamen Pols beantwortet werden muß. Sie schlägt vor, das Konzept der Spaltung durch das des *Übergangsraums* zu ersetzen. Den Übergangsraum lehnt sie an die Winnicottschen Gedanken zum Übergangsobjekt an. Das Subjekt kann im Übergangsraum mit den beiden Polen der Spaltungen spielen, um „den Raum zwischen ihnen zu bewohnen“ – ein Vorgang, der potentiell mit Lust besetzt ist, gerade weil die Bandbreite von Differenz und Differenzierung in diesem Spiel zum Ausdruck kommt (vgl. Dimen, 1994). Das Modell des Übergangsraums

betont nicht die beiden Seiten einer Differenz, sondern die Übergänge zwischen ihnen. Das wiederum hat zur Folge, daß das Modell der starren Dichotomien von einem Geflecht von Beziehungen abgelöst werden kann.

Meines Erachtens läßt dieses Konzept eine neue Sicht auf lesbische Elternschaft zu, da die Elternschaft von zwei Frauen nicht mehr an dem Modell der Zweigeschlechtlichkeit gemessen wird. Und so könnte die Relativierung von Geschlecht als lediglich eine Kategorie unter anderen nicht nur eine veränderte Perspektive auf neue Formen gesellschaftlicher Reproduktion eröffnen, sondern darüber hinaus auch durch ein überarbeitetes psychoanalytisches Subjektmodell, das der Dynamik von Ursprung und Mangel entgegensteht, eine neue Sicht auf die Bedeutung von Differenzen innerhalb von Erziehungsprozessen ermöglichen.⁴

Anmerkungen

- (1) Benjamin kann dagegen überzeugend zeigen, daß bereits in den allerersten Interaktionen innerhalb der Beziehung von Mutter und Kind das Realitätsprinzip etabliert wird, und es gerade umgekehrt der Verdienst der Mutter ist, das Kind in ihm gemäßiger Weise an die Realität heranzuführen (Benjamin, 1990, S.45-52).
- (2) Der schon seit langer Zeit bekannte Begriff der „Vaterlosen Gesellschaft“, der von Autoren der Frankfurter Schule eingeführt wurde, hat seine Wurzeln in Freuds Konzeption der Bildung eines Über-Ichs. Nach Freuds Auffassung führt allein die Auseinandersetzung mit dem Vater zur Bildung von Über-Ich und Gesellschaftsfähigkeit. Aktuell griff der Spiegelautor Matussek den Topos als Titel seines sehr populären antifeministischen Buches auf, in dem er die Väterfeindlichkeit der Gesellschaft beklagt.
- (3) Dieser Aufzählung ließen sich noch eine große Anzahl gesellschaftlich relevanter Kategorien, die Dimen aus ihrem psychoanalytischen Blickwinkel heraus nicht berücksichtigt, wie Klasse, Ethnie, körperliche Verfaßtheit etc. hinzufügen.
- (4) Der Artikel ist die überarbeitete Fassung eines Vortrages, den ich am 14.11.1998 im Rahmen des Symposiums „Perceiving and Performing Gender“ an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel gehalten habe.

Literatur

- Benjamin, Jessica (1990). Die Fesseln der Liebe: Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Basel/Frankfurt am Main.
- Breways, Anne & Hall, E.V. van (1997). Lesbian Motherhood: The Impact of Child Development and Family Functioning. In: Journal of Psychosomatic Obstetrics and Gynaecology. Vol. 18, 1997, S.1-16.
- Breways, Anne et al. (1997). Donor Insemination: Child Development and Family Functioning in Lesbian Mother Families. In: Human Reproduction 12 (6), S.1349-1359.
- Brigitte (1993). Nr.23.
- Butler, Judith (1991). Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt am Main.
- Dies. (1995). Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen von Geschlecht. Berlin.
- Chasseguet-Smirgel, Elaine (1988). Interview. In: Baruch, Elaine Hoffmann & Serrano, Lucienne (Eds.), Women analyze Women. In France, England, and the United States (S.107-126). New York.
- Der Spiegel (1994). Nr.24. „Kennwort: Sämann“, S.108-111.
- Die Woche (1994). 28.7.1998.
- Dimen, Muriel (1994). Dekonstruktion von Differenz. Geschlechtsidentität, Spaltung und Übergangsraum. In: Jessica Benjamin (Hg.), Unbestimmte Grenzen. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter (S.244-268). Frankfurt am Main.
- Fischer-Homberger, Esther (1996). Schattenwürfe des Geschlechtsunterschieds. Zur Abwehrfunktion des Konzepts vom „anderen Geschlecht“. In: Elisabeth Mixa et al. (Hrsg.), Körper – Geschlecht – Geschichte: Historische Debatten in der Medizin. (S.13-32). Innsbruck, Wien.
- Foucault, Michel (1991). Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt am Main.
- Freud, Sigmund (1975). Das Ich und das Es. In: Studienausgabe, Bd.3, (S.273-330). Frankfurt am Main.
- Golombok, Susan & Spencer, Ann & Rutter, Michael (1983). Children of Lesbian and Single Parent Households. Journal of Child Psychology and Psychiatry 24, S.551-572.
- Matussek, Matthias (1998). Die vaterlose Gesellschaft. Überfällige Anmerkungen zum Geschlechterkampf. Reinbeck bei Hamburg.
- Reichle, Barbara (1996). Der Traditionalisierungseffekt beim Übergang zur Elternschaft. Zeitschrift für Frauenforschung, Nr. 4, S.70-89.
- Senatsverwaltung von Berlin für Schule, Jugend und Sport (Hrsg.) (1997). Lesben und Schwule mit Kindern – Kinder homosexueller Eltern. Berlin.
- Tasker, Fiona L. & Golombok, Susan (1997). Growing Up in a Lesbian Family. Effects on Child Development. New York, London.